

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-30854-5

Fischer

Weiterführende Informationen finden Sie unter
www.fischerverlage.de

Über dieses Buch Johan Borgens großes Thema ist die Suche eines europäischen Großbürgers nach seiner Identität in einer sich politisch und sozial wandelnden Welt.

Wilfred Sagen, vierzigjährig, schön und anmaßend, führt im Norwegen des ausgehenden Zweiten Weltkriegs ein rastloses Leben zwischen den Fronten, allen gilt er als zwielichtige, charakterlose Gestalt: die Patrioten und Widerstandskämpfer sehen in ihm den Nazi-Kollaborateur und Vaterlandsverräter – daß er in heroischem Alleingang deportierte Juden über die Grenze in Sicherheit schleust, bleibt ihnen unbegreiflich; und Sagens bester Freund, der adlige deutsche Offizier Moritz, bekämpft in ihm sein eigenes geistiges Spiegelbild. Doch aus dem Rückblick der jüdischen Geigerin Miriam, die in Paris mit Wilfred zusammenlebte, rundet sich die innere Gestalt dieses stets Gespaltenen. Wenn ihn die Patrioten nach der Befreiung von den Nazis in seinem Versteck aufspüren, geht mit Sagen ein europäischer Typus unter, der sich selbst keine Existenzberechtigung mehr zumißt.

Der Autor Johan Borgen, 1902 in Oslo geboren, starb im Oktober 1979. Schon 1925 wurde er mit einer Novellensammlung bekannt. Als Literaturkritiker, Dramatiker, Erzähler und Romancier spielte er eine führende Rolle im norwegischen Geistesleben. Für sein Hauptwerk, die ›Lillelord-Trilogie‹, erhielt er 1967 den »Literaturpreis des Nordischen Rates«, den renommiertesten Preis Skandinaviens. Die beiden ersten Bände der ›Lillelord-Trilogie‹ liegen ebenfalls im Fischer Taschenbuch Verlag vor: ›Lillelord‹ (Bd. 5370), ›Die dunklen Quellen‹ (Bd. 5373).

Johan Borgen

Wir haben ihn nun

Roman

Aus dem Norwegischen
von Alken Bruns



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Fischer Taschenbuch 5378

Januar 1984

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

der S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Originalausgabe erschien 1957 unter dem Titel

›Vir har ham na‹

Copyright © 1957 Gyldendal Norsk Forlag A/S, Oslo

Copyright für die deutsche Ausgabe:

© 1981 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse

Umschlaggestaltung: Hannes Jähn

Printed in Germany

980-ISBN 3-596-25378-0

Inhalt

I

Echo 7

II

Miriam 95

III

Wir haben ihn nun 175

I

Echo

1

Sie kamen aus dem Haus und schwankten zwischen die Bäume. Einer nach dem andern kam steifbeinig und verfroren heraus, und zwischen den Stämmen hielten sie sich so weit wie möglich voneinander entfernt; sie gingen schwer durch den losen Schnee und schüttelten sich dabei vor Kälte. Dann sahen sie sich scheu um und verrichteten ihr Geschäft in Kälte und Dunkelheit. Meist waren es ältere Leute, auf glattem Boden schlecht zu Fuß und an das Gelände im Wald nicht gewöhnt.

Miriam Stein stand auf der niedrigen Treppe, die zum Haus hinaufführte, einer Art Holzfällerhütte, aber unförmig und groß. Rank und schlank stand sie nach der ersten Morgengymnastik da und atmete bei jedem Zug tief ein; und bei jedem Ausatmen stand ihr der Frosthrauch wie ein Federbusch vor dem üppigen Mund. Sie war in Anorak und langen Hosen – von den Frauen die einzige, die richtig in die Landschaft paßte. Sie zündete eine Zigarette an und nickte den anderen freundlich zu, die nacheinander zurückkehrten und ins Haus trotteten, wo es rings um den rotglühenden Herd einigermaßen warm war – ein viel zu kleiner Herd für den kahlen Raum mit den dunklen Wänden, der gebaut war, um Männer mit Äxten, mit Tornistern und schweren Stiefeln zu beherbergen. Jedem einzelnen nickte sie dort auf der Treppe zu und lächelte leise. Ja, doch, es war Mitleid, was sie empfand, das zuallererst, Mitleid mit ihren Rassegenossen, mit Menschen auf der Flucht nach plötzlichem Aufbruch. Sie war ja selber Jüdin; natürlich war es Mitleid – und dann ein Schimmer von Irritation, daß diese Menschen sich nichts anderem anpassen konnten – oder wollten sie nicht? . . . nichts anderem als dem, worin sie zu Hause waren – den Straßen, Läden, der Stadt, wo sie immer gelebt hatten; geschützt von Häusern, geschützt, wie sie meinten, von der ganzen Umgebung. Die Idee der Verfolgung war ihnen in all den Jahren aus dem Blut gegangen. Und als die Verfolgung dann kam – auch hierher, in den entferntesten Winkel, entfernt, was Menschenjagd betraf und all das, was man so las . . . ja, da schienen sie es nicht zu glauben. Verwundert und skeptisch hatten sie einander besucht, in Hinterzimmern von Läden, in den blanken Stuben der Wohlstandswohnungen, wo vielleicht nur ein Kerzenleuchter auf dem Tisch vor einem Spiegel an die eigene Herkunft erinnerte, an Zusammenhalt und die Drangsal früherer Zeiten. Hatten sie daran gedacht, daß sie Juden waren?

Sie hatte es gedacht. Sie, die in ihrer Kindheit nie den Schmerz des Vor-

urteils zu spüren bekommen hatte, der man von Konzert zu Konzert, von Stadt zu Stadt über ganz Skandinavien hinweg mit Lobesworten den Weg geebnet hatte, sie, die den Rausch des Erfolgs in England und Holland erlebt hatte – auch in Deutschland, bevor die Verfolgung einsetzte; nur nicht in Paris. Lächelnd, in Erinnerungen versunken stand sie da, und den Zurückkehrenden nickte sie immer geistesabwesender zu. Paris war ihr Ehrgeiz gewesen, aber dort hatte es nicht recht klappen wollen. Vielleicht konnte derselbe Ort nicht alles Glück in sich bergen – nicht zweierlei Glück . . .

Doch, sie hatte daran gedacht, daß sie Jüdin war. Zu Hause, und später auf dem Konservatorium? Niemals. Und vielleicht hätte sie auch nicht – wenn nicht . . .

Jetzt mußte sie auch darüber lächeln, weil es in den Zeiten ihres Glücks gewesen war; es war so lange her. Wenn *das* nicht passiert wäre, dann wäre der Gedanke vielleicht genauso unerwartet über sie hergefallen wie über diese Menschen, denen sie da im stillen Vorwürfe machte!

Sie stand da und lächelte, in Gedanken weit weg. Die alte Frau F. kam gerade aus dem Wald – mager und schwerfällig in ihren unpraktischen Kleidern; sie meinte, das Lächeln sei auf sie gemünzt und beantwortete es rasch mit dem Lächeln des Ängstlichen. Sie hatte den ganzen vorhergehenden Tag ihren altmodischen Rucksack selbst tragen wollen, einen Tag endlosen Schneckentempos zwischen immer gleichen Baumstämmen hindurch, die sich absichtlich dort postiert hatten und den Weg in das ersehnte Land versperrten, das Land jenseits des Waldes, das jetzt das ersehnte war. Irgend jemand hatte geflüstert, es wären Juwelen in dem Sack, da sie sich unterwegs nicht einen Augenblick davon trennen wollte. Herrgott, die Alte war so verwelkt und gebrechlich und ging so mühselig in ihren dünnen Schuhen durch den Schnee, daß sie im Verlauf der vierundzwanzig Stunden, die sie zusammengehalten hatten, zu einem bleichen, kleinen Witz geworden war: eine von denen, die *zur Last fielen*, ein Gegenstand des Witzelns und wortlosen Hohns unter Flüchtenden.

Kein Mensch war offenbar so gutherzig, daß er den, der seinen rastlosen Weg in der Stunde der Gefahr verzögerte, nicht ein *wenig* verachtete.

Jetzt ertönte aus dem Innern des Hauses ein gebrummt Kommando, und gleich darauf wurde die Order mit piepsender Stimme, fast fistelnd, wiederholt. Das war der kleine, windschiefe Haraldsen, dürr und zerstreut. Soweit sie verstanden, war er der Unterführer des ›Elchs‹. Im übrigen war es nicht im Sinn der Sache, daß sie Namen oder Decknamen derer zu wissen bekamen, die sie begleiteten – und auch derer nicht, bei denen sie hier und da am Rande der Stadt in Deckung gelegen hatten.

Dann hatte man sie zusammengeholt; eine schweigsame Schar verängstigter Menschen auf einem kleinen Bahnhof, ein rotes Gebäude und zwei Wege, die sich kreuzten. Sie hatten nichts erfahren sollen. Aber der Name Haraldsen war durchgesickert. Das war der kleine Dürre, der immer nachsprach, was der Große mit milder Orgelstimme brummte. Er, der kleine, war es, der sie mit kurzen, unfreundlichen Worten antrieb. Miriam stand draußen, sie hatte fertig gepackt und war bereit zum Aufbruch, und sie dachte, diese Stimme würde sie gehaßt haben und vielleicht auch den Mann, wenn man ihn und den Großen – der, den sie den ›Elch‹ nannten – nicht als Retter hätte betrachten müssen; die bestallten Männer der Widerstandsbewegung, die jeden Halm und Büschel entlang der ebenen Route zwischen Fluß und Grenze kannten.

Hinein in das gelobte Land! Wieder mußte sie bitter lächeln. Sie gehörte zu denen, die der Meinung gewesen waren, es würde dazu kommen. Trotzdem hatte sie sich nicht vorher gerührt. Und wenn sie es auch im Grunde gewußt hatte, so mußte sie doch einräumen, sie hatte es nicht geglaubt, nicht mit der Überzeugung, die einen zum Handeln treibt. Wie so oft hatte sie gedacht, alles, was man erriet, seien nur vage Schlußfolgerungen: dies und das ist dann und dort geschehen, also muß es auch hier und jetzt eintreffen. Irgend etwas in ihr hatte glauben wollen, eben weil das alles schon da und dort geschehen war, werde es doch wohl nicht—?

Es war eingetreten. Vor elf Tagen war es eingetreten. Auf einmal hatte es jeder gewußt, oder beinahe jeder. Die Botschaft war von Haus zu Haus gegangen; müde, übernachtigte Männer mit Blicken wie aus Zinn waren gekommen, hatten gesagt . . . hatten in fremden Häusern Befehle ausgegeben, hatten mit leisen Stimmen und resignierten Blicken bestätigt, daß es eingetreten war. Jetzt war es hierher gelangt. Judenverfolgungen waren in Norwegen zur Tatsache geworden, in dem kleinen, verheerten Land, wo man noch immer nicht glauben wollte, daß *alles* eine notwendige Folge von allem anderen war – daß die Logik unbarmherzig war wie eine mathematische Reihe. Die übernachtigten Männer hatten erzählt, es sei gelungen, das jüdische Kinderheim zu evakuieren, eine beherzte Ärztin hatte die Kinder geholt, Gruppe für Gruppe, und sie im Auto weggebracht; von Häusern hatten sie erzählt, die schon geplündert waren, man hatte Häuser von orthodoxen Juden verwüstet, die Einrichtung zerstört, rituelle Kultgegenstände vernichtet, Dinge, die unwissenden Männern in Uniform verhaßt waren, obwohl sie ihre Bedeutung nie verstanden hatten; sie hatten von Eheleuten gesprochen, die man auseinandergerissen und bereits *abtransportiert* hatte. . . .

Miriam schauderte in der Morgenkälte. Dieses Wort. Dieses Wort. Es enthielt alles, all die Dinge, die man wußte, aber nicht glauben wollte,

Dinge, die man zwar ahnte und sich in der Phantasie vorstellte, aber die zu akzeptieren man sich doch scheute. Eisig standen ihr die kalten Ortsnamen im Bewußtsein: das frech auslöschende Ausschwitz, das teuflisch zischende Belsen oder der Name Mauthausen, der die Mundhöhle ausfüllte wie mit Watte und sie trocken und staubig werden ließ vor Schrecken. Und zwischen den Orten, deren Lage sie ahnte, aber noch nicht kannte, dieses höhnische Wort: abtransportiert. Abtransportiert wie Frachtgut, wie wertloser Abfall in einer Welt voller Gräber. Sie, Miriam Stein, Geigerin von europäischem Ruf aufgrund ihrer Fähigkeit, Töne hervorzubringen, sie stand da und fröstelte vor heimlicher Scham darüber, daß sie sich gestäubt hatte zu glauben, was sie doch wußte, und vor Scham, weil sie – und mit ihr einige wenige von den anderen – schon lange und ohne Übernachtung in eisiger Kälte an der ersehnten Grenze hätte sein können, wenn sie nicht all diese zu alten und erschöpften Leute hätten mitschleppen müssen – Leute, die ihre körperliche Verfassung sabotiert hatten, indem sie sich immerzu an ihre Wohnungen, an ihr Eigentum klammerten.

War denn die Angst um das eigene Leben etwas so Verächtliches, daß sie an natürlicher Menschlichkeit zehrte und jenes Gefühl von Zusammenhalt und Gemeinschaft auslöschte, das *sie* jedenfalls für ein Merkmal von Adel, ja, jedenfalls für ein Zeichen von Menschlichkeit gehalten hatte, ein Zeichen, an dem nicht zu deuteln war bei diesem Tier edler Rasse, welches sich Mensch nannte?

Jetzt waren sie auf dem Trampelpfad versammelt. Es war noch dunkel, aber in der Richtung, in die sie mußten, im Osten gab es eine Ahnung von Licht zwischen den Stämmen. Ein symbolisches Licht – gleich dem, das irgendwann einmal im Lande jenseits des Jordan geleuchtet hatte? Sie wehrte den Gedanken ab. Sie hatte in all den Jahren nicht einen jüdischen Gedanken gedacht, in all den Jahren, seit ihr Zuhause sich aufgelöst hatte mit all den Ritualen, die der Vater und die Brüder kultiviert hatten – mit wieviel Aufrichtigkeit und Ehrfurcht im Herzen? Sie würde es nie erfahren. Sie waren inzwischen tot. Ihr Bruder in Paris. Der bezaubernde Jacques, sein Sohn . . . Sie war allein in der Welt. Sie hatte geliebt, aber sie liebte nicht mehr. Sie hatte alles in sich ausgelöscht, was ihr nicht den Weg von Podium zu Podium bahnte, zu all den Sälen in gedämpftem Licht, den Sälen voller Menschen, die sie kraft der magischen Verlängerung ihrer rechten Hand durch einen mit Pferdehaar bespannten Bogen beherrschte, kraft der raschen und harten Griffe ihrer Linken auf den Saiten einer Violine, die ihr zur erweiterten Seele geworden war, zur Erweiterung hinaus in eine Welt ohne andere feste Werte als Musik. Die letzten Flüchtlinge kamen aus dem Haus und stellten sich müde um

den schiefen Haraldsen herum auf; mit piepsender Stimme sprach er zu ihnen. Sie sollten nur ruhig hinter ihm gehen, wie gestern, nicht fragen, nicht miteinander reden, aber vor allen Dingen nicht fragen, wie weit es noch sei. Es waren im ganzen zwölf, außer den beiden Führern. Die beiden waren schon den Tag und die Nacht zuvor lange gegangen, obwohl nicht weit. Eine ›Transport‹-Kette ist so langsam wie ihr langsamstes Glied. Frau F., die nicht von ihrem Sack lassen wollte, und der magere Medizinstudent, der sie mit seiner Husterei zwischen den Bäumen verraten könnte, ein Husten, der stoßweise kam und ging und ihn zwang, in kurzen Abständen stehenzubleiben und sich zur Erde zu bücken und in jedem Bach im Wald, der nicht vereist war, nach Wasser zu suchen. Es war der neunte Dezember 1942, elf Tage, nachdem leise Stimmen die Nachricht von Wohnung zu Wohnung verbreitet hatten, hin und her zwischen Büros und Läden, in Lesesälen, in Hinterhöfen; und man die Namen genannt hatte, die Namen der grauenvollen Orte und die Namen derer, die das grauenhafte Schicksal erlitten hatten, wie das Gerücht sagte. Elf Tage und Nächte waren vergangen in Flucht und in Deckung; denn es hieß, die Grenze sei ›verkorkt‹. Auch das so ein Wort, das Umgangssprache geworden war: Deckung, verkorkt . . .

Gleich darauf waren sie unterwegs, und als sie sich erst auf dem Marsch befanden, war es, als wären sie immer gegangen. Er wirkte willenlos, dieser schwere Marsch von Menschen von etwas weg, aber zu nichts hin. Ganz vorn ging Haraldsen, klein und schief. Er war es, der am strengsten darauf hielt, daß nicht gesprochen wurde. Er selber murmelte beim Gehen vor sich hin, flehte oder fluchte – die hinter ihm gingen, konnten es unmöglich entscheiden. Er machte ihnen Angst. Irgend jemand hatte gesagt, er sei nicht ganz richtig im Kopf; es hieß, er stelle sich an der Grenze auf und lasse sich zusammen mit Flüchtlingen fotografieren. Man sagte so manches. Man sagte, es sei eine berühmte Künstlerin unter ihnen, die Geigerin Miriam Stein, irgend jemand hatte von ihr gehört, gelesen; die meisten verfolgten die Dinge nicht so genau, sie waren zwölf anonyme Menschen, zusammengelockt auf einem Bahnhof und in einer Kolonne aufgestellt. Später gingen sie dann im Wald herum und waren gezwungen, in einer kalten Hütte Schutz zu suchen. Es hieß, die Nachrichten von der Grenze seien nicht sehr gut. Sie war ›verkorkt‹ – was immer das bedeuten mochte; man hatte eine besondere Grenzpolizei einberufen. Man sagte so manches; wer es sagte, wußte niemand, aber heute Nacht waren zwischen schlaflosen Menschen auf harten Bänken düstere Nachrichten ausgetauscht worden.

Es war ein kleiner Zug von Unbekannten jeden Alters und mit jeder Art Ausrüstung. Da gab es verbrauchte Männer mit Filzhut und verschlisse-

nem Wintermantel. Frauen im Pelz und ein paar jüngere Menschen in plumpem Sportzeug; außer den eigenen Rucksäcken trugen sie unhandliche Koffer für Alte und Schwache. Menschen gab es da, die einander stumm wegen eines Koffers verfluchten oder wegen einer langsamen und mühseligen Gangart. Aber es waren Menschen, die einander halfen, wenn auch ohne Freude.

Ganz hinten ging der, den sie den *Elch* nannten, ein wuchtiger, schwerer Mann mit eisgrauem Haar und ruhigem Gesicht. Er war weder freundlich noch unfreundlich, nur schwer und vertrauenerweckend. Miriam ging mitten in der Kolonne, hinter dem rührenden alten Ehepaar mit dem Koffer in der Mitte – die einzigen, die nebeneinander gingen, er links, aus Höflichkeit etwas draußen im Schnee, aber auch sie auf ihrer Seite einige Zoll von dem begehren Trampelpfad abgedrängt; ritterliches Verhalten, dafür war der Pfad zu schmal. Zuweilen sahen sie einander an, über die Hände hinweg, die den Koffer trugen, und lächelten. Mit diesem Lächeln munterte der eine den anderen auf, mit diesem Rest eines Lächelns aus guten Zeiten, hinter einem Tresen, über einem Tisch in einer Wohnstube. Miriam dachte: sein Blick hat einmal auf ihrer Patience unter der Hängelampe geruht, irgendwann einmal hat er eine Karte verschoben und sie hat gleich irritiert aufgeschaut, weil er sich in ihre Patience mischte, und über seinen unwillkommenen Eifer gelächelt. So haben sie gegessen.

Sie dachte – denn unter diesen Fremden drängten sich Bilder auf, die alles in ihr schmerzen ließen: Ob sie wohl so die vierzig Jahre lang durch die Wüste gegangen und unter Erinnerungen alt geworden sind? Sind sie ohne eigentliche Hoffnung gegangen? Und gab die Vision dessen, der *sie* über den Strom führte, einen ebenso traurigen Anblick ab wie die des kleinen Moses, der jetzt vor ihnen ging und aussah, als rieche er an etwas Üblem? Armer Mann – es war wohl die Aussicht auf eine Grenze, die *er* nicht überschreiten sollte ... Alle möglichen Vorstellungen drängten sich ihr auf, denn ihr Inneres war während des Marsches frei, es war nicht von ängstlichen Ahnungen erfüllt, sondern von stummer und ruhiger Erwartung. Viele von ihren Mitflüchtlingen sahen aus, als seien sie im Voraus verurteilt, so ohne Hoffnung – als hätten sie nicht die Fähigkeit, sich überhaupt irgend etwas vorzustellen, Gutes oder Böses. Sie hatte sie heute nacht tief drinnen im kalten Dunkel flüstern hören, einsame Menschen, die ihr Leid hinter den gefährlichen Worten allein trugen.

Es war ein kalter Tag. Nach dem reichlichen Schneefall im frühen Winter war der trockene Schnee tief und leicht. Ungeübte Füße rutschten ohne aufzusetzen hindurch und glitten auf vereisten Wurzeln und Steinen aus. Aus der schwachen Helle, der sie entgegengingen, wurde zwischen den

Bäumen ein graues Laken, das gleichmäßige Licht ließ alles ohne Abstand und traurig erscheinen. Die müde Schar sah so unsagbar ärmlich aus, wie sie sich zwischen den Stämmen vorwärtsschlängelte – mal hierhin, mal dorthin; ein wenig vertrauenerweckendes Wechseln des Kurses. In kalter Bedrückung vergingen die Stunden. Es war, als wären sie immer auf Wanderung gewesen. Ab und zu blieb Haraldsen stehen und lauschte, und noch das Stehenbleiben bedeutete für die Menschen eine zusätzliche Belastung. War etwas los? Angestrengt lauschten sie in die matte Kälte. Wenn wenigstens ›der Elch‹ vorgegangen wäre – ein Mann, zu dem man Vertrauen haben konnte, ein Widerstandskämpfer, wie sie sich ihn vorstellten. Aber einmal, als sie lange stehenblieben und lauschten und ›der Elch‹ schwer durch den tiefen Schnee nach vorn stapfte, um mit dem Trottel ein paar gedämpfte Worte zu wechseln, da schien es der kleine Windschiefe zu sein, der Weg und Ausweg wußte. Miriam trat aus der Reihe und betrachtete sie und fühlte sich an viele andere Situationen in ihrem Leben erinnert, da Männer sich beratschlagt hatten. Man stand außerhalb, man war ein Ding.

Über Mittag kamen sie auf eine Lichtung in diesem trostlosen Wald. Der Elch ließ sie stehen und ging einen Hügel hinauf, außer Sichtweite. Kurz darauf kam er zurück und winkte sie herbei, führte sie zu einer kleinen Hütte, wo sie Rast hielten. Die meisten hatten dort, wo sie Deckung gesucht hatten, reichlich Lebensmittel mitbekommen, Käse und Butter – besseres Essen, als es die Leute sich gönnten, die zu Hause blieben. Sie teilten Essen, tauschten miteinander; es war dasselbe und doch etwas anderes – Essen von anderen. Es schmeckte interessant, wie die vertrauliche Mitteilung anderer Verhältnisse und Gewohnheiten.

Miriam trat aus dem Kreis, um diese verbrauchten Gesichter ohne Hoffnung nicht sehen zu müssen. Da stand der Elch. Von der anderen Seite, aus der Richtung der Grenze, kam ein junger Mann. Sie wollte grüßen, aber er ging mit verschlossenem Gesicht geradewegs auf den Elch zu. Er war in Sportzeug und trug einen großen Rucksack. Der eisgraue Alte und der junge Mann sprachen gedämpft miteinander, der junge Mann zeigte mit der Hand in zwei Richtungen, in die Gegend, aus der er gekommen war. Dann verabschiedete er sich schnell und ging in den Wald hinein, dorthin, woher sie gekommen waren.

»Das ist doch nicht möglich«, sagte sie leise, »war das nicht Knut Ly-saker?«

Der Elch legte einen Finger auf den Mund und lächelte schwach. »Heutzutage kennt man besser niemanden«, sagte er freundlich. Er sah sie fragend an. Sie war von anderer Art als die anderen, diese Ängstlichen.

»Er hat bei mir Geigenunterricht genommen«, sagte sie.